Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 3 (1919)
Heft: 7-8

Artikel: Zu Gottfried Kellers 100. Geburtstag : 19. Juli 1919
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419448

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dritter Jahrgang.
Nr. 7/8.

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Küsnacht (Zürich),
Heu-/Augstmonat 1919.

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.
Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: G. Iseli, Bern.

An unsere Mitglieder.

Die Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag noch nicht bezahlt haben, werden dringend ersucht, ihn bis Ende Heumonats einzusenden (Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich), Postscheck VIII. 390), nachher müßte Nachnahme erhoben werden.

Allfällige Irrtümer bei der Versendung der „Mitteilungen" bitten wir bei der Geschäftsstelle in Küsnacht (Dr. Steiger) zu melden.

Gemeinsam mit der Deutschschweizerischen Gesellschaft und dem Männerchor Oberstraß veranstaltet der Sprachverein Sonntag, den 13. Heumonat in Zürich eine Volksfeier zu Ehren Gottfried Kellers; Frau Dr. Hedwig Bleuler-Waser spricht über das Schweizerische an Kellers Frauengestalten, Nationalrat Knellwolf über Keller als Dichter der deutschen Schweiz.

Der Ausschuß.

Zu Gottfried Kellers 100. Geburtstag.

19. Juli 1919.

Gottfried Keller ist der deutsche Schweizer. Natürlich nicht der erste beste, sondern einer von den allerbesten, den allerbesten im Deutschtum und im Schweizertum. Der Gegensatz zwischen den in der Schweiz und den im Reiche geltenden politischen Anschauungen ist ihm jederzeit bewußt gewesen, und doch hat er sich immer wieder zum geistigen Deutschtum bekannt. Dem Vorderrhein ruft er auf den Weg nach: O grüß mir all' die deutschen Brüder! und wollte durchaus nichts davon wissen, daß man seine Bücher als eine „spezifisch schweizerische Literatursache" betrachte, als etwas wie die „Berner Oberländer Holzschnitzereien, Rigistöcke und Gemshörner". „Gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gebe, lehne ich mich immer auf. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört" (1880). Diese Versuche, eine schweizerische Nationalliteratur zu erfinden, die auch Baechtold 1887 „patriotischer als wahr" genannt hat, wollen nicht aussterben, und noch Gonzague de Reynold, jetzt Professor in Bern und Mitbegründer der Neuen Helvetischen Gesellschaft, hat sich in vaterländischem Uebereifer und gelehrtenhafter Kurzsichtigkeit zu einer Geschichtsfälschung verführen lassen, die Eduard Korrodi letzten Winter in seinen geistreichen (ach! nur allzu geistreichen!) „Schweizer Literaturbriefen" bloßgelegt hat, die auch in diesen Tagen der Ehrung Kellers und der Erniedrigung Deutschlands nicht unwidersprochen bleiben soll. Nach dem Sonderbundskrieg sei der dichterische Schweizergeist eingeschlummert und „es folgen ruhigere Jahre" für die schweizerische Dichtung. „Es fehlt nicht an guten Schriftstellern" (Keller und Meyer werden gnädigst erwähnt), „aber es ist kein Schwung (élan!) mehr vorhanden, keine Begeisterung, l'esprit suisse sommeille". — Genau das Gegenteil ist wahr: nach Hallers und Geßners dichterischen und Bodmers kunstrichterlichen Taten war die Schweizerdichtung verstummt und allmählich fast völlig eingeschlafen, da erscheint 1837 Gotthelf, 1855 der Grüne Heinrich, 1871 Hutten. Wie kann man auch! Aber eben!

Man kann nun freilich geltend machen, Keller habe nur das Deutschland seiner Zeit gekannt und geliebt, das spätere, das „böse", das militaristische hätte auch er nicht lieben können, — aber er hat doch auch schon das „polizistische" gekannt und hatte allerlei Schlimmes beobachtet, und doch hat er es geliebt. Von seiner Haltung im Sommer 1870 sagt Ermatinger in Uebereinstimmung mit Baechtold: „Seiner Sympathie für das stammverwandte Volk gab er um so energischeren Ausdruck, je stärker jahrhundertalte Gewöhnung den größeren Teil seiner Landsleute noch an Frankreich fesselte." Wir dürfen wohl annehmen, daß er heute seiner Teilnahme für das durch gewaltige Uebermacht besiegte und durch einen gewaltigen Verrat betrogene Deutschland um so kräftigeren Ausdruck gäbe, je stärker ein (freilich kleinerer) Teil seiner Landsleute, sei's aus Gewöhnung, sei's der „Konjunktur" wegen, zu dessen Feinden hält.

Keller hat aber auch Liebe und Verständnis gefunden in Deutschland. Als der dreißigjährige Student, der erst ein Bändchen Gedichte herausgegeben hatte, seiner Mutter einmal erzählte von seinem Verkehr in den Familien von Heidelberg, fügte er bei: „Als Dichter muß ich immer neben der Hausfrau sitzen, denn die Deutschen ästimieren diese Menschengattung mehr als die Schweizer." Was diese Briefstelle im Kleinen für seine Person bezeugt, das erfuhr er mit seinen Werken im Großen: jene Gastfreundschaft, ohne die die schweizerdeutsche Dichtung einfach nicht leben kann. Das als schulmeisterlich und uniformsüchtig verschrieene Deutschland hat für unsere Eigenart, auch für die sprachliche, immer (außer etwa zu Gottscheds Zeiten) mehr Verständnis gehabt als z. B. Frankreich für die Westschweiz.

Keller hat also sich selbst und die Deutschen haben ihn als Deutsch-Schweizer betrachtet, — worin besteht nun das Schweizer-Deutsche in ihm? Als Kennzeichen deutschschweizerischer Art hat schon Baechtold (in der Einleitung zur „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz", 1887) bezeichnet das „derb Gesunde, ... und charakteristisch Ursprüngliche, die Lust am kernhaft Tüchtigen"; daher seien die Kennzeichen unserer Kunst „das sittliche Pathos, das tendenziös Moralische, ... das Konservative und dessen Auswuchs, das Spießbürgerliche, nicht minder das Religiöse, ... dabei ein gänzlicher Mängel beweglicher Phantasie, deutscher Idealität und namentlich reiner Form." Für die wertvollen dieser Eigenschaften finden wir die Beispiele reichlich bei Keller. Auch was man eine Zeitlang für kunstfeindlich gehalten hat, die sittliche Absichtlichkeit, macht Keller freudig mit, nicht so stark und ausschließlich wie Gotthelf, aber wer wollte sich nicht freuen an den sonst verpönten „Volksschulmeistern" Martin Salander und Regula Amrein? Unter der Formlosigkeit der Alemannen hat der Künstler Keller schwer genug gelitten, er hat sie aber auch dichterisch verklärt und die darunter verborgene Gemütstiefe offenbart in der Erzählung von der Abschiedsmahlzeit des grünen Heinrichs (nach der ursprünglichen Fassung): „Die Mutter sagte schüchtern und abgebrochen: Werde nur nicht leichtsinnig und vergiß nicht, daß wir eine Vorsehung haben! Denke an den lieben Gott, so wird er auch an dich denken, und mach', daß du bald etwas lernst und endlich selbständig werdest ... Der Sohn schaute während dieser Anrede stumm in seine Tasse und schien nicht sehr gerührt zu sein. Die Mutter erwartete aber keine anderen Geberden, sie wußte schon, woran sie war, und fühlte sich etwas erleichtert."

Daß sein Schweizertum übrigens nichts war als uraltes, echtestes Deutschtum — wie sich die altgermanische Volksversammlung am reinsten erhalten hat in unsern Landsgemeinden und nicht in den Formen des soeben zerfallenen deutschen Obrigkeitsstaates —, das hat Keller selbst dargestellt in dem Freundschaftsbunde, den der grüne Heinrich aus der Schweiz in der fremden Kunststadt (gemeint ist München) schloß mit Erikson, „einem Kinde der nördlichen Gewässer, welcher selbst nicht recht wußte, ob er eigentlich ein Däne oder ein Deutscher sei", und dem Niederländer Lys. „Die räumliche Entfernung unserer Heimatlande untereinander, indem sie im äußersten Norden, Westen und Süden des ehemaligen Reichsrandes liegen, verband uns mehr, als daß sie uns trennte. Alle drei von einem gleichen inneren Zuge der gemeinsamen Abstammung beseelt und an den großen Binnenherd der Völkerfamilie gekommen, befanden wir uns in der Lage weitläufiger Vettern, die im Gedränge eines gastfreien Hauses unbeachtet die Köpfe zusammenstecken und sich Lob und Tadel dessen, was ihnen gefiel oder mißfiel, gegenseitig anvertrauten." In der ursprünglichen Fassung ist dieses Verhältnis der drei Randdeutschen unter sich zu den Binnendeutschen noch ausführlicher geschildert: „Jeder von ihnen stammte aus einer Heimat, wo germanisches Wesen noch in ausgeprägter und alter Feste lebte in Sitte, Sprachgebrauch und persönlichem Unabhängigkeitssinne ... Schon die Sprache, welche der große Haufe in Deutschland führt, war ihnen unverständlich und beklemmend; die tausend und abertausend „Entschuldigen Sie gefälligst, Erlauben Sie gütigst" ... hatten sie in ihrem Leben nie gehört ... Aber durch den dünnen Flor dieser Höflichkeit brachen nur zu oft die harten Ecken einer inneren Grobheit und Taktlosigkeit ... Sie erinnerten sich, niemals die in Deutschland so geläufigen Gesellschaftsformeln gehört zu haben: „Das verstehen Sie nicht! ... Das ist nicht wahr!" ... Auch die allgemeine deutsche Autoritätssucht, welche so wunderlich mit der unendlichen Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit kontrastierte, machte einen peinlichen Eindruck auf die Deutschen vom Grenzsaume des großen Volkes; Einer donnerte, die Vorteile seiner Stellung benutzend, den Andern an, und wer Niemand mehr um sich hatte, den er anfahren, dem er imponieren konnte, der prügelte seinen Hund." — Sind das (geschrieben in den Fünfzigerjahren in Berlin!) nicht gerade jene undeutschen Eigenschaften, die das deutsche Volk schließlich ins Verderben geführt haben? — Die deutsche Händelsucht stößt schließlich den Dänen und den Niederländer ab, „nur der grüne Heinrich hing mit seinem ganzen Herzen an Deutschland. Er schmähte es zwar auch mit dem Munde und ... sagte, da er vor allem aus Schweizer sei, wünsche er manchmal ein Wälscher zu sein ... und er sei beinahe versucht, französisch schreiben und denken zu lernen. Aber ... in der Sprache, in der man geboren, ... denkt man sein ganzes Leben, ... und dies anders zu wünschen ... zeigt, wie tief man getroffen ist und wie sehr man gerade diese Sprache liebt. Aber dessen ungeachtet ward er mit jedem Tage träumerischer und deutscher ..."

Der Dichter Keller teilt dann mit den meisten andern Schweizer Dichtern auch noch die besondere Eignung für die erzählende Dichtung und die Nicht-Eignung für das Schauspiel und mit vielen unter ihnen die malerische Begabung.

Er ist halt einfach der deutsche Schweizer Dichter.

Was uns vom Sprachverein noch besonders nahe angeht, seine Sprache, bezeugt ebenfalls sein gemeindeutsches Heimatgefühl, in dem Raum ist für die besondere Liebe zum schweizerischen Heim. Keller hat urchig züritütsch gesprochen (während z. B. Spitteler auch zu Deutschschweizern schriftdeutsch spricht). Er hat auch den Gemütswert der Mundart dichterisch verwertet. Als der grüne Heinrich (nach der ersten Fassung) in der Fremde „eines Tages niedergeschlagen und in schlechten Zuständen auf der Straße ging und sich von keinem Menschen beachtet glaubte, kam ein stattlicher junger Bürgersmann mit einem blühenden Weib am Arm auf ihn zu und redete ihn in seiner Heimatsprache an, welche ihm wie ein Laut aus besserer Weltklang in dem Rauschen und Dröhnen der fremden Stadt. Der Landsmann ... verkündete ihm Grüße von seiner Mutter". Geschrieben aber hat er nicht mundartlich, und zwar grundsätzlich nicht. Es scheint ihm sogar, schreibt er an Storm, „daß etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird; ... ich glaube, man sollte ... selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat." Das ist nun wohl doch zu weit gegangen, und wir freuen uns heute unserer in Lienert, Reinhart und Tavel blühenden Mundartdichtung, wir lassen uns auch gern ein so stark mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch gefallen wie das Gotthelfs (weniger gern dann freilich ein stark schriftdeutsch gefärbtes Schweizerdeutsch wie z. B. Usteris), aber daß wir unsere geistige Hauptnahrung in der deutschen Gemeinsprache finden sollen, darin hat Keller doch wohl recht. Dabei erlaubt er sich auch hie und da ein mundartliches Wort oder eine schweizerdeutsche Wendung. Dem Schwaben Vischer sind aufge-

fallen: „es wundert mich" für: ich bin begierig zu wissen, „äufnen" für mehren, „Bürde" im körperlichen Sinne, in angenehm altmodischer Trockenheit brauche er das Wort Frauenzimmer „und nennt die er loben will eine schöne und gute Person, auch ein preiswertes und zierbegabtes Gewächs" — doch das ist Kellers persönlicher Stil, nicht mehr unsere Mundart. Eigentlich sind mundartliche Ausdrücke ziemlich selten, der Dichter hat sie auch in spätern Fassungen eher getilgt als vermehrt, und wenn wir in einzelnen Werken, im „Fähnlein" oder im „Salander" uns trotzdem so ganz daheim fühlen und Heimatluft zu atmen glauben, so ist das nur ein Beweis, wessen die deutsche Schriftsprache fähig ist.

Ueber diesen Stil wäre erst wieder viel zu sagen; wir wollen nur, als Gegenstück zum Mundartlichen, die Fremdwörter erwähnen, weil die uns besonders am Herzen liegen — oder auf dem Magen. In der Dichtung braucht er sie als Künstler natürlich selten, in seiner Prosa finden wir die gebräuchlichsten ja wohl, aber wir dürfen doch wohl sagen: sparsam, und jenen bedeutsamen Wertunterschied zwischen Heimisch und Fremd hat er herausgefühlt. In den Entwürfen zum Grünen Heinrich lesen wir einmal: „Ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus (ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding." Er hat auch vorher das Wort Patriotismus vermieden oder es dann verstärken zu müssen geglaubt: „der wahre Patriotismus". Mit wohlmeinendem Spott erzählt der grüne Heinrich, wie er seinen ersten Brief an die Mutter geschrieben: die Adresse schrieb ich sehr ausführlich und besonders das „an Frau Lee, née Hartmann" mit ungemeiner Ansehnlichkeit. Für Sofa braucht er mehrmals Lotterbettchen oder Ruhbett, und wie eine Verdeutschung des Wortes Student mutet es uns an, wenn Malermeister „Schwindelhaber" den grünen Heinrich seinen Angestellten als „einen wahren Bestrebten" vorstellte — wie hat man gespottet über Engels „Beflissenen"! Im Martin Salander macht sich Keller lustig über die in jener Schwindelzeit in mittlern und untern Ständen aufkommenden Bezeichnungen Papa und Mama.

Ein besonderes Stück Sprachkunst liegt auch in seiner Namengebung, vom bodenständigen Heinrich Lee, der köstlichen Züs Bünzlin und dem guten Viggi Störteler bis zum würdigen Herrn Litumlei.

Wir verehren als Deutschschweizerischer Sprachverein in Gottfried Keller den Deutschen, den Schweizer und seine Sprache. Es wäre uns lieb gewesen, wenn wir ihm zur Jubelfeier eines unserer „Volksbücher" hätten widmen können, aber mit dem Verein für Verbreitung guter Schriften wollten wir, wie schon anderswo erwähnt, nicht in Wettbewerb treten. Der Verlag unseres Büchleins „Gottfried Kellers Mutter" (G. Meyer, Zürich) hat davon eine neue, die dritte Auflage herausgegeben, die unsere bescheidene Festgabe sein möge. Mit Vischers Worten rufen wir dem Dichter zu: O Staatsschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig!

Wil-helm und Wil-son.

Eine Plauderei.

Die besten Witze macht doch das Leben selbst — wenn sie nur nicht manchmal so furchtbar ernsthaft wären! Es möge gestattet sein, die Weltgeschichte unserer Tage im Lichte einer sprachlichen Zufälligkeit zu betrachten.

Wir stehen an einem Wendepunkt der Menschheitsgeschichte. — Wir haben einst in der Schule gelernt, die Völkerwanderung bedeute den Uebergang vom Altertum zum Mittelalter, die Entdeckung Amerikas oder die Reformation den Wechsel vom Mittelalter zur Neuzeit. In ein paar hundert oder tausend Jahren wird man — wenn man dann noch Geschichte treibt — unser Mittelalter zum Altertum rechnen und unsere bisherige Neuzeit zum Mittelalter, vielleicht sogar auch noch zum Altertum. Sei dem wie ihm wolle — man wird für die Zeit vor 1919, die „Zeit der Gewalt", einen Mann als Vertreter bezeichnen, und einen für die Zeit nach 1919, die „Zeit des Rechts", die zwar noch nicht recht angebrochen ist — man möchte fast sagen: im Gegenteil, aber sie kommt hoffentlich doch noch. Man wird geneigt sein, den ersten Vertreter im Träger des Namens Wilhelm II. zu suchen, und den zweiten? Vor einigen Monden noch schien sein Name Wilson zu heißen. Ist auf der ganzen Welt in den letzten Jahren ein Name grimmiger verflucht worden als Wilhelm? Und ein Name inniger gesegnet als Wilson? Heute freilich steht die Sache schon nicht mehr so einfach, denn hat ein Name Freund und Feind schwerer enttäuscht als Wilson? aber vorläufig wollen wir mit seinem Namen rechnen.

Und nun scheint es ein grausames Spiel des Zufalls zu sein, daß diese beiden Namen so ähnlich lauten, daß sie, die innerlich zwei so verschiedene Zeitalter zu verkörpern scheinen, äußerlich so gut zu einander passen, daß sie aber beide so schlecht zu ihren Trägern stimmen und daß gerade deshalb die beiden Männer auch innerlich so gut zu einander passen. Denn beide tragen „Willen" in ihrem Namen und keinen in ihrem Wesen.

Der eine Name ist zwar Vorname, der andere Geschlechtsname; dieser Unterschied hat aber für den Sprachgebrauch und dem Ursprung nach nichts zu bedeuten. Der gemeinsame Bestandteil ist das gemeingermanische Wort Wille. Die altgermanische Namengebung liebte es, zwei Wörter zu einem Namen zusammenzusetzen, ursprünglich wohl immer so, daß die beiden zusammen einen Sinn ergaben, später hat man sie auch nach andern Rücksichten oder ganz willkürlich zusammengeknüpft. Ein sehr beliebter Bestandteil war dabei das Wort Wille, das hier vielleicht den Gewollten, Ersehnten (nämlich Sohn) bedeutete (nach Förstemanns Altdeutschem Namenbuch) und außer in Wilhelm und Wilhelma (später Wilhelmina) auch in Wilfried, Willibald, Willibert, Willemar, in Wilfriede, Willeburg, Willegund, Wiltrud und etwa 90 andern Namen vorkam, natürlich auch in England und im romanisierten Frankenreich. — Der zweite Bestandteil, Helm, bezeichnet natürlich den Kopfschutz des Kriegers (Waffen- und andere kriegerische Bezeichnungen waren ja besonders beliebt dabei) und kommt auch in Diethelm, Anshelm u. a. vor. Im ganzen Namen Wilhelm haben die zwei Teile wohl keinen Zusammenhang, bedeuten also nicht etwa „den willigen Schützer" oder gar einen, der einen „Helm will" — so gut das auf den Hohenzollern paßte! Der Name taucht zum erstenmal auf im 7. Jahrhundert, wo ein Bischof von Rennes Gulielmus hieß, er nahm in England die Form William an und wurde abgekürzt zu Willy oder Will. Als dann die Vornamen nicht mehr genügten und durch Geschlechtsnamen unterstützt werden mußten, bezeichnete man einen Mann gern näher mit dem Namen seines Vaters. Wenn ein Edward, der der Sohn eines Will war, unterschieden werden mußte von einem Edward, der selbst schon Sohn eines Edwards, eines Edy war, so nannte man den einen Edward Wilson (Will's son) und den andern Edward Edison (Edy's son). Ein Urahne des heutigen Präsidenten der Vereinigten